

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 17

Artikel: Lift
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637999>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schleifen. Weder das Südliche Kreuz noch irgendein anderer Stein hat reineren Glanz — aber sehen Sie selbst!“

Der Prinz und die Prinzessin sahen. Auf einem schwarzen Samtkissen auf dem Grund des Bleietuis ruhte ein bläulichweißer Stein von der Größe einer geballten Faust. Noch entbehrte er der Facetten. Aber sein Inneres schien voll von einem selbstgeschaffenen Lichte zu sein; ein mystisches Fluidum behte dort drinnen, ein Feuer, das nur der Klinge des Schleifers und der Fenster der Facetten harpte, um in Blitzen und Funken hervorzuschließen. Die Prinzessin stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Sie haben recht, Herr Breffel, hier ist etwas, das allen Frauen Europas ihre Seelenruhe rauben wird und vielleicht vielen von ihnen noch etwas anderes.“

Sie lächelte, ihren Blick in den seinen tauchend, und Herr Breffel wußte nicht mehr, was mehr inneres Licht barg, der Stein oder ihre Augen. Er klappte das Etui zu, und sie reichte ihm die Hand.

„Leben Sie wohl, Herr Breffel, und haben Sie Dank — wirklich Dank. Sie haben mir ein Erlebnis geschenkt — nichts Geringeres.“

Er erzitterte bei dem Druck ihrer feinen Finger. Er war zu betäubt, um ihr auch nur bis zu der Tür zu folgen. Nun nickte ihm der Prinz vom Ausgang mit einem gutmütigen Clownlächeln zu. Erst da raffte er sich auf, sperrte das Etui in die Kasse, verriegelte sie und eilte ihnen über die Treppe nach. Im Hofe durfte er noch einmal ihre Hand drücken, dann rollte das Auto davon.

5.

Fischers Diamantschleiferei wurde nicht ärmer um die Stasiopeia. Die Polizei in Amsterdam, die die Automobilgeschwindigkeit mit fünfundzwanzig Kilometer festgesetzt hatte, läßt sich ungern auf Wettrennen auf offener Landstraße ein, und darum stoppte sie Prinz Caracciolas alias „Joseph le Gorgonzolas“ Auto schon an der Ecke der Tolstraat. So wohl Joseph le Gorgonzola als auch Prinzessin „Alice la Blane“ begriffen sofort den Zusammenhang, und wenn die Amsterdamer Polizei sich nicht trotz ihrer Körperfülle so rasch in den Wendungen gezeigt hätte, wäre das Korps unzweifelhaft dezimiert worden, und die Ueberlebenden hätten sich in einer Geschwindigkeitsfahrt üben müssen, die sowohl ihren prinzipiellen als auch ihren natürlichen Neigungen widersprach. Wie es nun war, wurde das prinzipliche Paar, noch bevor sie die Revolver hervorziehen konnten, überwältigt — sie fauchend wie eine Wildkatze, und er mit neapolitanischen Ausdrücken um sich werfend, die nur eines anderen Publikums bedurft hätten, um Staunen und Bewunderung zu erregen. Ihre letzte Geste war ein Versuch, das Bleietui, in dem die Namensschwester des Sternes Stasiopeia ruhte, mit einem Revolverschuß zu zertrümmern — sollte sie den Stein nicht tragen, so sollte es auch kein anderes Weib. Aber wie schlangenhaft geschmeidig sie auch war, so gelang ihr auch dies nicht. Am selben Abend noch lag der Stein wieder in Fischers Kasse, und am selben Abend ruhten der Prinz und die Prinzessin in einem fast ebenso dunklen Verwahrungsraum: ein ungeschliffenes Juwel und zwei geschliffene — war das geistreiche Epitaph der Amsterdamer Presse über ihr Heldentum.

Am selben Abend machte Dr. Zimmertür in seinem Arbeitszimmer zwei Herren miteinander bekannt — den Direktor von Fischers Schleiferei und den Mann, den er vor drei Tagen bewußtlos am Dudenjids Achterburgwal gefunden hatte.

„Hier ist der stumme Zeuge“, sagte er. „Wäre er nicht gewesen —“

„So hätte Breffels Einfalt uns jetzt ein paar Millionen gekostet“, knurrte der Direktor.

„Ach, aber Sie müssen bedenken, daß er es mit einem der geschicktesten Taschenspieler Europas zu tun hatte“, sagte der Doktor. „Für einen Mann, der den Pariser Juwelieren vor der Nase Diamanten wegzaubern kann, ist es ein Kinder-

spiel, herauszubekommen, wie eine bestimmte Sorte Bleietuis aussieht, und das nächste Mal ein solches Etui durch ein anderes zu ersetzen, ohne daß ein verliebter junger Mann es sieht.“

„Der Sekretär einer Firma wie die unsrige hat nicht verlobt zu sein“, erklärte der Direktor in demselben Ton wie der alte Hofmann, als er sagte: „Die Königin von Spanien hat keine Beine.“ „Ich habe Breffel nicht entlassen, aber Sekretär wird er nie mehr. Sie behaupten also, daß es sein Verdienst“ — er wies auf den fugsamen Pensionär des Doktors — „ist, daß Sie das Attentat verhüten konnten?“

„Sehen Sie sich seine Zeichnung an“, sagte der Doktor. „Kann es etwas Deutlicheres geben? Ein Meer, eine Welle im Meer und ein Fischer. War nicht Spinoza Schleifer, und heißt Ihre Firma nicht Fischer?“

„Hm“, murmelte der Direktor, „auf jeden Fall ist es deutlich und klar, daß er ihr Mitschuldiger war, sonst könnte er nicht —“

„Nur eine Zeitlang, nur eine Zeitlang“, sagte der Doktor. „Wie ich die Sache sehe, ist er Schleifer; sie haben ihn engagiert, um den Diamanten umzuschleifen, nachdem sie ihn glücklich gestohlen hatten, aber eines schönen Abends kommt es zu einem Krach zwischen ihm und jenen, vermutlich um die Gunst der Prinzessin. Das Resultat ist ein Revolverschuß —“

„Und daß Sie ihn finden und uns retten“, unterbrach der Direktor. „Lassen Sie mich jetzt wissen, wie hoch Sie selbst Ihre Hilfe bewerten! Sie begreifen, wir haben Ihnen nichts abzuschlagen.“

„Die Größe des Scheds“, erwiderte der Doktor mit einem Lächeln, „überlasse ich Ihnen selbst zu bestimmen. Aber wenn Sie mir eine Freude machen wollen, so engagieren Sie den Mann hier, wenn er wieder gesund ist. Es ist ja doch sein Verdienst, daß das Attentat vereitelt wurde, und wenn Sie sich nicht auf ihn verlassen, so brauchen Sie ihn ja nur von Herrn Breffel bewachen zu lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Lift.

„Wie kommt es“, sprach zum Rater
Die alte Fledermaus,
„Daß man mit Stang und Bejen
Mich jagt zum Haus hinaus?
Dieweil du stets in Rücken
Und Stuben bist zu Gast,
Und doch — bei meiner Seele —
Auch nur die Tugend hast,
Schädlinge einzufangen,
Wie ich es ja auch tu?
Weshalb, so möcht ich wissen,
Läßt man nur dich in Ruh?“

Da sprach der weise Rater:
„Ja, liebe Fledermaus,
Das ist 'ne alte Sache,
Die Lift nur hilft hier aus.
Wenn ich ein Mäuslein fange,
Trag ich's fein säuberlich
Der Hausfrau auf die Schwelle —
Die kommt und streichelt mich.
Nennt mich ihr liebes Käzchen,
Stellt mir zu essen vor —
Doch fängt man dich, so nagelt
Man dich ans Scheunentor!“

Das ist halt nun der Menschen
Uralte Theorie:
Die Tugend, die sie sehen,
Nur die belohnen sie!“

Maria Dutli-Rutishauser.